

Inga Pohlmann

Wilhelm Schäfer und die Schweiz – Geschichte einer nachgetragenen Liebe

Für den heute vorrangig als Begründer der Kulturzeitschrift „Die Rheinlande“ bekannten Schriftsteller Wilhelm Schäfer (1868-1952), der im Herbst 1918 mit seiner dritten Frau Blanche geb. von Fabrice und zwei Söhnen auf die Sommerhalde bei Ludwigshafen am Bodensee gezogen war, war die Schweiz seit seiner ersten Reise nach Schaffhausen und Zürich im Jahre 1890 zugleich Wahlheimat und Sehnsuchtsort. Er widmete ihr eine Reihe von Büchern, die dieses besondere Verhältnis beleuchten, darunter 1931 in der Reihe „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ des Huber Verlags Frauenfeld das schmale Bändchen „Wahlheimat“, das auch in der Schweiz stark beachtet wurde. Gleich zu Beginn schilderte der 63jährige Autor, wie er vierzig Jahre zuvor zusammen mit zwei weiteren jungen Lehrern zum ersten Mal für eine zehntägige Reise in die Schweiz kam, „verlockt durch den billigen Preis des Ferien-Sonderzuges, wie sie damals zu laufen begannen. Weil der Rheinfluss zu jener Zeit für eine unumgängliche Sehenswürdigkeit galt, wählten wir Schaffhausen als Eingangstor.“

Der Ort beeindruckte ihn „durch die Selbstverständlichkeit, mit der die beträchtlichen Reste seiner eidgenössischen Herkunft in das moderne Dasein eingegangen sind; damals entzückte er mich, der aus dem Wuppertal kam, mit seinen sauberen Straßen, Plätzen und Brunnen und dem steinernen Munot. Den größten Eindruck jedoch machte das malachitgrüne Wasser des Rheines; denn die Wupper ist tintenschwarz und der Rhein bei Düsseldorf eher lehmfarben als grün. Die Farbigekeit des hinströmenden Wassers, durch die weißen Schäume erhöht, zeigte meinen staunenden Augen das Element dieser Landschaft, die freier und fröhlicher gestimmt war als meine niederrheinische Welt. Wie die Häuser an den hellen Gassen und Plätzen dastanden, wie die Menschen hindurch gingen: diese ganze selbstbewußte Bürgerlichkeit schien mir aus der unerhörten Farbe des Wassers zu kommen.“

Gegen diese ersten beglückenden Eindrücke fiel das Erlebnis des Rheinflusses deutlich ab und wurde zudem durch die ärgerlichen Eintrittsgebühren getrübt:

„Auch fiel schon hier an der Grenze der erste Verdruss jener Schweiz auf mich, die aus ihren Naturschönheiten einen die Schabigkeiten nicht immer scheuenden Erwerb gemacht hat. Wie wir vom Schloßchen Wörth hinüber zum Känzeli, zur Fischetz und durch die Verkaufsstände im Schloß Laufen tiefer in die Fränkli hinein geführt wurden, das war für meine schmale Reisekasse von solcher Auswirkung, auch menschlich so wenig anziehend, daß ich bis heute den Rheinfluss nicht ohne jenes Lebensgefühl der Fremdenindustrie ansehen kann, an dem empfindliche Besucher des schönen Landes überhaupt scheitern.“

Bei der Station Dachsen wurden die Reisenden dafür durch das „Wunder“ eines sich in überirdischer Klarheit plötzlich auftuenden Alpenpanoramas entschädigt: „Unvermutet und für unsere staunenden Augen so unwirklich, daß wir sie lange für Wolkengebilde hielten, standen die weißen Berge über der grünen Sommerlandschaft.(...) In dieser Stunde wurde ich der Schweiz, ich sage das Wort mit allem Bedacht, eingeboren. Der als Säugling an den Rhein verschlagene hessische Bauernsohn fand seine Wahlheimat in einer Anschauung, die für ihn die Erfüllung der Jugendsehnsucht vorstellte und damit sein Verhältnis zur Erde regelte.“

Schäfers calvinistisch geprägte Familie war vom hessischen Ottrau nach Gerresheim im katholischen Rheinland gezogen, wo der Vater eine Bäckerei aufmachte. Der Knabe musste mit den Kindern der gleichfalls zugezogenen „Gaspüster“ auf eine evangelische Schule gehen und wurde von den katholischen Kindern stark angefeindet. Er war ein innerlich einsames, kränkliches und träumerisches Kind, das sehr unter dem Gefühl des Ausgeschlossenseins litt. So lebte er in der Jugend zwei Leben nebeneinander, „das Leben der Wirklichkeit und das der Wunder“. Als ihn nun gegen Abschluss seiner Ausbildung als Volksschullehrer diese erste Auslandsreise auf den Spuren Gottfried Kellers nach Zürich führte, zeigte er sich überaus empfänglich für den prächtigen Anblick der Stadt vor der lichten Weite des zwischen Grün und Blau changierenden Sees mit seinen weißen Segeln, den grünen Matten und dem Weiß der Berge im Hintergrund: „Ich hatte nie ein Stück Welt so als Ganzheit gesehen; und daß in der rasch abströmenden Limmat das schäumende Element von Schaffhausen war wie in den bis zur Klarheit näher gekommenen Bergen das Glück von Dachsen: dieser Zusammenhang machte das Unmögliche wirklich, wie er das Wirkliche unwirklich machte, sodaß jede Sehnsucht hinaus unmöglich wurde.“

Diese fast mystische Erfahrung erhob Schäfer in der Folge zu einem Sinnbild für Dichtung generell als „auf einer höhern Ebene geschaute Wirklichkeit“. Zeit seines Lebens blieb er diesem idealistischen Anspruch verbunden. Im festen Glauben an seine selbstgewählte Mission als „Dichter des deutschen Volkes“ hatte er sich das hohe Ziel gesteckt, in den „Nationalschatz der deutschen Dichtung [zu] kommen (...): was kann Dichtung anderes bedeuten als Volkstum, aus dem sie gewachsen ist?“ In seinen Anekdoten, Novellen und Erzählungen wollte er „Sinnbilder des Lebens“ gestalten. Anfang des 20. Jahrhunderts erlebte er mit seinen Anekdoten und Rheinsagen nach dem Vorbild von Johann Peter Hebels Kalendergeschichten seinen literarischen Durchbruch. Seine Zeitgenossen schätzten die Klarheit, Bildhaftigkeit und Präzision seiner an Goethe und Kleist geschulten Sprache. Kurt Tucholsky und Hermann Hesse rühmten seine Erzählung „Die unterbrochene Rheinfahrt“, die

Prager Freunde Max Brod und Franz Kafka ließen sich von den „Mißgeschickten“ fesseln. Selbst der führende Theoretiker des sozialistischen Realismus, Georg Lukács, charakterisierte ihn 1945 als „dichterisch keineswegs unbegabte(n) Erzähler“.

Wie sein großes Vorbild Gottfried Keller stammte Schäfer aus einfachen Verhältnissen und wollte ursprünglich Maler werden. Er arbeitete dann aber als Volksschullehrer in Wuppertal-Vohwinkel und in Elberfeld, bis er 1897 durch Vermittlung seines Freundes Richard Dehmel einen Vertrag mit dem Cotta-Verlag erhielt. Dank eines Jahresstipendiums des Cotta-Verlages lebte er für sieben Monate in Versoix am Genfer See. Nach weiteren Reisen nach Paris, Zürich und München fasste er im Sommer 1898 den Entschluss, nach Berlin zu ziehen, um sich ganz dem Schreiben zu widmen. Eine erste Ehe mit Henriette Dittmar, einer Lehrerkollegin aus Vohwinkel, war gescheitert. Nun hielt er sich mit Aufträgen als Werbetexter und mittels Privatstunden seiner zweiten Frau Elisabeth („Lisbeth“), geb. Polligkeit, finanziell einigermaßen über Wasser und verkehrte mit seinen Schriftstellerkollegen Richard Dehmel, Paul Scheerbart und Peter Hille in der Berliner Bohème. Wieder befand er sich auf den Spuren Gottfried Kellers, der von 1850 bis 1855 in Berlin gelebt, den „Grünen Heinrich“ verfasst und vergeblich gehofft hatte, dort als Schriftsteller Fuß zu fassen. Wie dieser konnte er dort nicht heimisch werden und zog im Jahre 1900 auf Vermittlung des Industriellen und Kunstmäzens Fritz Koegel nach Düsseldorf, wo er die Schriftleitung der Kulturzeitschrift „Die Rheinlande – Monatsschrift für deutsche Art und Kunst“ übernahm, die er bis 1922 innehatte.

Karl Stauffers Lebensgang - Eine Chronik der Leidenschaft

Schäfers desillusionierende Erfahrungen mit der Großstadtkultur in Berlin sind in seinen ersten großen Roman „Karl Stauffers Lebensgang – Eine Chronik der Leidenschaft“ (1911) eingeflossen. Die fiktive Autobiografie des 1891 im Alter von 33 Jahren unter mysteriösen Umständen verstorbenen Schweizer Malers fand in der deutschen und schweizerischen Presse eine überwiegend positive Resonanz. Der heute vor allem durch seine vollendet realistischen Porträts von Gottlieb Keller, Gustav Freytag und Conrad Ferdinand Meyer bekannte Karl Stauffer-Bern war nach schwierigen Anfängen in Berlin mit seinen Porträts und Radierungen zu einem Modekünstler avanciert. Durch diesen raschen Erfolg verwöhnt, nahm er in seiner künstlerischen und menschlichen Entwicklung Schaden, weil er „als ein nach Berlin entlaufener Schweizer die volkstümlichen Kräfte mißachtete, die ihn vielleicht hätten retten können“. So sah es zumindest Schäfer, der Stauffer-Bern in „Wahlheimat“ als einen am Leben und an der Kunst tragisch Gescheiterten beschrieb: „Sein besonderer Fall war, daß er ins Geniale strebte und eigentlich sogar des Talents entbehrte, wenigstens des zur Malerei, wozu ihm die blühende Farbe völlig fehlte.“ Bei seinem ersten Besuch in Zürich war Schäfer im „Künstlertüli“ auf drei Bilder gestoßen, die ihn nachhaltig beeindruckten: Böcklins „Gartenlaube“, Hodlers „Schwingerumzug“ und eine Ölskizze Stauffer-Berns von Lydia Escher im roten Kleid: „Sie stellt keine besondere Malerei vor, aber das Modell würde durch die brutale Dämonie, in der es aufgefaßt ist, auch dann interessieren, wenn man nicht seinen Namen und damit nichts von dem Schicksal wüßte, in dem es mit dem Maler verstrickt ist.“ Der gesellschaftliche Skandal um die römische Liebesaffäre zwischen dem Künstler und seiner Mäzenin, der begüterten Lydia Welti, Tochter des Eisenbahnkönigs Alfred Escher und Schwiegertochter des Bundesrates Emil Welti, lag zum Zeitpunkt des Erscheinens von Schäfers biographischem Roman erst 20 Jahre zurück. Führende Kreise der Schweizer Politik und Gesellschaft, die die gerichtliche Verfolgung des Künstlers in Italien unter dem Vorwand der Geldunterschlagung betrieben hatten und die Familie der vorübergehend für „unzurechnungsfähig“ erklärten Lydia Welti fühlten sich angegriffen und diskreditiert. Schäfer war 1892 in der damaligen „Freien Bühne“ auf die von Otto Brahm publizierten Briefe Stauffer-Berns an Lydia Welti gestoßen, die diese dem Herausgeber nach Stauffers Tod zur Veröffentlichung überlassen hatte, bevor sie selbst sich das Leben nahm. Doch nicht die skandalträchtige Liebesgeschichte, sondern die faustische Leidenschaftlichkeit des um seine Kunst ringenden Künstlers hatte Schäfer in erster Linie zum Schreiben dieses Romans bewegt, denn in ihm „bohrte die nie völlig verschmerzte Wehmut, kein Maler geworden zu sein“.

Im Jahre 1914 brachte der Schweizer Maler U.W. Züricher einen Band mit „Familienbriefen und Gedichten von Karl Stauffer-Bern“ heraus, in dessen Vorwort er Schäfers Charakterisierung Stauffer-Berns als wehleidigen, an seiner Kunst verzweifelnden „Jämmerling“ heftig verurteilte: „Schäfer ist ein gewandter und siebenmal gesiebter Stilist, ist recht gebildet und mit allen Wassern des glücklich abgeklungenen 19. Jahrhunderts gewaschen“, aber „der wilde Schweizerkari [gemeint ist Karl Stauffer-Bern, I.P.] hätte das Machwerk des verehrten Kunstschriftstellers mit ein paar Kernflüchen in die erste beste Ecke geworfen“.

Auch der Rezensent Albert Baur bemängelte, dass die „zahlreichen Kunstmonologe“ in dieser fiktiven Autobiografie des Künstlers Stauffer-Bern „alle innerlich und äußerlich zu gut gekämmt, zu sehr Schäfer und zu wenig Stauffer“ seien. Er habe den Roman aber trotz eines „gelinden Ärger(s) über die Unsicherheit, was als Wahrheit, was als Dichtung anzusprechen“ sei, gespannt gelesen. Am Ende der Besprechung gab er zu bedenken:

„Etwas, das den tragischen Ausgang Stauffers mitbestimmt hat, lässt der Verfasser nur leise zuweilen anklingen; als Deutscher durfte er nicht wohl anders. Aber Sache eines Schweizers wäre es, einmal zu sagen, wie in diesem wilden Trauerspiel einmal die Ecke eines Vorhangs aufgeweht wird und wir da einen Blick in unser Philisterium

tun, so eklig und schauerhaft, dass wir den Vorhang gleich wieder zuziehen möchten. Da ist nicht nur simpelhaft, jeden Ernsts entbehrende Auffassung der Kunst, nicht nur ein blödes Zunicken zum Erfolg in fremden Großstädten; da ist Feigheit und Herzlosigkeit, grausames Verlassen eines heimischen Künstlers in tiefster Not auf verläumderische Reden hin, da ist ein Bundesrat, ein Gesandter, ein Attaché, unsere Presse, die Gesellschaft von Bern, von Zürich ... was darüber gedruckt und nicht gedruckt ist, das sollte einmal als ein Spiegel fest gerahmt werden, dass man ihn, wenn die Zeit dazu kommt, hochhalten kann.“ (Wissen und Leben. Schweizerische Halbmonatsschrift, IX. Band (1.10.1911 - 15.3.1912), Verlag von Rascher & Cie., Zürich, S. 351-352)

Schweizer Künstler in den „Rheinlanden“

Der Name der von Schäfer geleiteten „Rheinlande“ war Programm, denn diese anspruchsvolle Kulturzeitschrift, die sich durch einen reichhaltigen Anzeigenteil und kunstinteressierte Förderer finanzierte, dokumentierte und kommentierte das Kulturschaffen von bildenden Künstlern, Autoren, Architekten und Kunstgewerblern aus den deutschsprachigen Ländern am Rhein. Es wurden aber auch Künstler von internationaler Bedeutung wie Picasso, Cézanne und Van Gogh vorgestellt. Mit seiner Zeitschrift stellte Schäfer wichtige Kontakte zu Adel, Großbürgertum, Handel und Industrie her. Ausstellungen und alljährliche weinselige „Frühlingsfahrten“ auf Festschiffen den Rhein hinab, von denen Hermann Hesse begeistert berichtete, brachten Kunstschaffende und Kunstliebhaber zwanglos miteinander in Kontakt.

Der neun Jahre jüngere Hermann Hesse schickte ab 1903 regelmäßig Beiträge oder Rezensionen an die „Rheinlande“, bis er 1916 zur Zeitschrift „März“ wechselte. Beide rezensierten wechselseitig ihre Werke und die großformatigen Anzeigen für Hesses „Hermann Lauscher“ und Schäfers „Anekdoten“ standen auf derselben Seite der „Rheinlande“. Im Juli 1904 feierten sie zusammen mit E. R. Weiss in feuchtfrohlicher Stimmung in einem Boot auf dem Untersee Hesses Abschied vom Junggesellendasein. Der „Weltbürger“ Hesse, der 1923 die Schweizer Staatsangehörigkeit erwarb, blieb Schäfer zeitlebens verbunden, auch als dieser 1922 „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele“ als völkisches Trost- und Erbauungsbuch nach der Niederlage des Ersten Weltkriegs herausbrachte. Der zu Lebzeiten gänzlich verkannte Schweizer Schriftsteller Robert Walser war von 1912 bis 1914, im Jahre 1913 sogar in sämtlichen Monatsausgaben der „Rheinlande“ mit kurzen „Prosastücken“ vertreten und erhielt 1914 vom „Frauenbund zur Ehrung Rheinländischer Dichter“ den Ehrenpreis für seinen Band „Kleine Dichtungen“ verliehen. Die 1909 auf Anregung von Wilhelm Schäfer gegründete Vereinigung zählte mehr als 1000 weibliche Mitglieder, darunter auch viele Schweizerinnen.

Als Herausgeber der „Rheinlande“ und Gründer des „Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein“ sah sich Schäfer – wie er in „Wahlheimat“ schildert - „eines Tages in der reizvollen Position, den Schweizern als ‚Fürsprech‘ der eidgenössischen Kunst im Reich zu gelten“. Im November 1908 wurde er zu einem Bankett nach Bern eingeladen, das ihm bernische Künstler gaben. Ferdinand Hodler überreichte Schäfer bei dieser Gelegenheit zur Erinnerung einen Steindruck aus seinem Jenabild, einen der Jünglinge darstellend. Er war zusammen mit Max Buri Mitglied einer besonderen schweizerischen Kulturkommission des „Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein“, zu der später auch Cuno Amiet hinzustieß. Mit den Schweizer Künstlerfreunden im Café Jura lernte Schäfer Bern kennen, das ihm anfangs im Vergleich zu Zürich, „wo mehr Weltluft weht“, eng und düster erschien. Im Berner Oberland, das Schäfer durch Aufenthalte in Kandersteg und Grindelwald kennengelernt hatte, erbaute er sich bei Aeschiried oberhalb des Thuner Sees das „Aeschihaus“, das bis zur Inflation sein bevorzugter Sommeraufenthaltort blieb. Dort überraschte ihn auch der Erste Weltkrieg. Dennoch gelang es ihm auch während des Krieges „jedes Jahr wenigstens für einige Wochen hinauf [zu] flüchten: diese Friedenserfahrung hat meinem Gefühl für den kleinen Ort und seine über die Welt abgehobene Landschaft den Gehalt eines Paradieses gegeben“. Im Rückblick erschien ihm die Landschaft rund um das zur Inflationszeit verkaufte Aeschihaus als verlorenes Paradies: „Jene Selbstverständlichkeit, mit der ich von Aeschi aus all die reichen und glücklichen Wege ging (...), als ob ich in einer Herzkammer des deutschen Volkstums und damit in meiner Heimat wäre, hat durch den Krieg und seine Auswirkung einen Stoß für immer erlitten.“

1924 erschien Schäfers Bildband „Die moderne Malerei der deutschen Schweiz“ als zweiter Band der illustrierten Reihe „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ im Verlag von Huber&Co, Frauenfeld und Leipzig. Darin stellt er insbesondere die Maler Ferdinand Hodler, Max Buri, Arnold Böcklin, Albert Welti, Cuno Amiet und Giovanni Giacometti mit ihren Werken vor; aber auch Fritz Widmann, Ernst Kreidolf und Hans Sturzenegger sind vertreten. Der Band versteht sich laut Vorrede als „Liebeszeugnis [zur schweizerischen Malerei, I.P.], und zwar einer Liebe, der eine Wesensverbundenheit unterliegt. [...] Wie ich damals zur Schweizer Malerei stand, stehe ich im wesentlichen noch heute zu ihr; ich liebe sie, weil meine Natur in ihr eine Betätigung findet, die mir sonst keine moderne Malerei zu geben vermag. Darum bin ich für Ferdinand Hodler mit Leidenschaft eingetreten, als er noch verlacht wurde, darum schreibe ich diese Schrift mit froher Bestätigung, da er eine abendländische Berühmtheit ist.“

Wie vereinnahmend diese Liebe sein konnte, zeigt sich am Beispiel des in Bern geborenen und im Thurgau aufgewachsenen Ernst Kreidolf. Kreidolf sei in Deutschland durch seine märchenhaften Blumen- und

Tiermotive, vor allem in Kinderbüchern, zu einem festen Bestandteil der deutschen Kunst geworden: „Ihn nun als Schweizer Maler werten, hieße fast seiner Natur Gewalt antun. Er ist eine Köstlichkeit für sich und als solche einer der sogenannten Malerpoeten, wie sie die deutsche Kunst anscheinend als ihre Besonderheit hat. Die deutsche Kunstbeschreibung kann auf ihn nicht verzichten; es sei denn, daß sie alles entließe, was in Gottfried Keller seine Prägung erhalten hat und was, wie wir sahen, Urbesitz deutscher Wesenheit ist.“

Gottfried Keller aber – im Gegensatz zum von französischer Bildung geprägten „Aristokraten“ Conrad Ferdinand Meyer (den Schäfer aus diesem Grunde deutlich weniger schätzte als Keller) – ist für Schäfer „der freigebliebene Stadtbürger, und es gehört zu ihm, daß er der Meister von Zürich war. Als er dort lebte, gab es keinen Ort im deutschen Sprachgebiet, in dem Stadtluft noch derartig frei machte; und kein deutscher Dichter hat urdeutsches Bürgerwesen so vorgestellt wie er.“

Etwas pointiert könnte man sagen: Schäfer suchte und fand in der Schweiz nicht nur Bauernstolz und freien Bürgersinn, sondern eine Ursprünglichkeit, die im Deutschen Reich durch die Industrialisierung und die Niederlage des Ersten Weltkriegs unwiderruflich verloren war. Die Thurgauer Zeitung Frauenfeld vom 4. Juli 1931 rühmte seine Schilderung des Berner Oberlandes in „Wahlheimat“: „Meisterhaft ist es, wie er das Wesen des bernischen Bauern und des von ihm erschaffenen bernischen Bauernlandes schildert; wie er die Kraft erfaßt hat, die von diesen mit dem Boden vertrauten und ihn beherrschenden freien Menschen ausgeht.“ Dagegen gab der Züricher Germanist Walter Muschg zu bedenken, dass Schäfer in seinem „schön geplauderten Bändchen“ offenbar „trotz allem die moderne Staatlichkeit des Gastlandes, seine viersprachige Dimension, seine soziale Struktur, nicht gesehen“ habe.

Briefe aus der Schweiz

Wilhelm Schäfers „Briefe aus der Schweiz“ wurden erstmals 1926 in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ abgedruckt und 1927 zusammen mit dem Essay „Erlebnis in Tirol“ im Georg Müller Verlag München herausgegeben. In einer Vorbemerkung zu dem Buch verwahrt sich der Autor gegen den Vorwurf, dass derartige Betrachtungen in den politischen Teil und nicht ins Feuilleton einer Zeitung gehörten. Er sehe sich nicht als Partei, sondern wolle ein allgemeines Thema jenseits aller Tagespolitik präsentieren. In diesen acht Briefen, deren erste er mit Blick auf die Stadt Zürich im „alkoholfreien Kurhaus Zürich“ verfasste, das damals unter dem strengen Regime des Zürcher Frauenvereins stand, lobt er die besondere Zucht der Deutschschweizer, ihre für ihn typisch „deutschen“ Tugenden wie Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit.

Bei Anbruch des Ersten Weltkriegs hatte er sich durch die argwöhnische Haltung der Schweiz gegenüber dem Deutschen Reich tief getroffen gefühlt: „Ich wurde vom Ausbruch des Krieges in der Schweiz überrascht; und nie werde ich das trotzig Lachen jenes Schweizers in der Eisenbahn vergessen, als ich mich wunderte, daß sie ihre Miliz so überstürzt an die Grenzen warfen. Ihr seid doch neutral! sagte ich und erhielt zur Antwort: Die Neutralität ist ein junges Mädchen! Denn unterdessen hatte der Krieg gegen Frankreich in Belgien begonnen.“ Tröstlicher war ihm das Wort eines Berner Bauern: „Was euch geschieht, trifft auch uns!“ oder der launige Kommentar auf Max Buris letzter Postkarte: „Nächstens trinken wir eine ganz große Flasche; auf was, darf ich nicht sagen: ich bin neutral!“

So lassen sich die „Briefe aus der Schweiz“ als Versuch Schäfers werten, nach Beendigung des Ersten Weltkrieges angesichts der wechselseitigen Ressentiments „den Schutt zwischen dem Deutschen in der Schweiz und im Reich“ wegzuräumen, aber auch als politisches Manifest, selbst wenn er dies bestreitet. Schäfers Bewunderung gilt der Fähigkeit des Schweizers, ein historisch gewachsenes starkes Heimatgefühl mit einem durch die Eidgenossenschaft bedingten Weltbürgertum zu vereinbaren, „sodaß sein Weltbürgertum ihn nicht so leicht wie den Deutschen entwurzeln könne, und sein Kantönligeist, wie er selber sein lokal begrenztes Heimatgefühl verspottet, genügend gelüftet würde.“ Aufgrund dieser Besonderheit könne das besondere Staatengebilde der Eidgenossen und deren praktische wirtschaftliche Vernunft eine sinnbildliche Bedeutung für die Zukunft Europas überhaupt erhalten. Nach dem Vorbild des friedlichen Zusammenlebens der unterschiedlichen Kulturen in der Schweiz sollten die drei Großmächte Deutschland, Italien und Frankreich eine „Dreivölkergenossenschaft“ bilden, einen gemeinsamen Wirtschaftsraum mit dem Rhein als „völkerverbindender Straße des Abendlands“. Nur ein solcher Staatenbund, der in seinen Ausmaßen in etwa dem Gebiet des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation entspräche, könne die Errettung der abendländischen Kultur garantieren, die er durch Internationalismus wie Chauvinismus bedroht sah. Er war zutiefst davon überzeugt, dass Europa zugrunde gehen würde, „wenn nicht in seine drohende Balkanisierung die feste Burg des Reiches gebaut wird, das von dieser und seiner Welt ist“. Ein solches Reich bedürfe der Fahne eines Kaisers als höchster Gewalt und könne „nur aus dem vereinigten Lebenswillen der zur Führung berufenen Völker, nicht aus internationalen Vereinbarungen“ entstehen. Die Frage, ob die Schweiz in einem solchen politischen Konstrukt dann aufzugehen habe oder als ihr Kern ein Eigenleben führen würde, stellte er sich allerdings nicht.

In einem Vergleich der heruntergekommenen einstigen Freien Reichsstadt Memmingen mit dem blühenden schweizerischen Aarau (wo Schäfer für seinen Pestalozzi-Roman „Lebenstag eines Menschenfreundes“ (1915) recherchiert hatte) im letzten „Brief aus der Schweiz“ kommt er auf den für ihn charakteristischen Unterschied zwischen deutschem Untertanengeist und schweizerischem freien Bürgersinn zu sprechen. Demokratisches

Vorbild war ihm die schweizerische Landsgemeinde, wo der Volksvertreter mit erhobener Schwurhand direkt gewählt wurde und nicht durch Stimmzettel wie bei den Parlamentswahlen in der Weimarer Republik. Deren Verfassung betrachtete Schäfer ohnehin nur als „Notdach nicht des Volkes, sondern der Parteien“. Ebenso sträubte er sich gegen eine Zahlung der Reparationsleistungen, die der Versailler Vertrag den Deutschen auferlegte, und schaute mit Neid und Bewunderung auf den Wohlstand und das politische Selbstbewusstsein der Schweizer, die durch ihre Neutralität im Ersten Weltkrieg dem deutschen „Schicksal“ entgangen waren. Sein eigentlich als Liebesbekenntnis zur „Wahlheimat“ Schweiz konzipiertes gleichnamiges Buch schließt fünf Jahre später gleichwohl mit den bitteren Worten, dass die Schweizer „hinter wohlbehüteten Grenzmauern ihr gesichertes Bürgertum für eine göttliche Einrichtung halten. Das spöttische Wort Spittlers, daß ihre Berge auch nicht so hoch wären, wenn sie sie selber gebaut hätten! trifft ihre Herzen noch nicht, während die unsrigen bereit sind, Berge zu bauen.“

Einige Schweizer Zeitungen hoben diese kritische Schlussbemerkung in ihren Rezensionen besonders hervor. Am 1. Juli 1931 schrieb „Der Bund“ (Bern) in dem Artikel „Die Schweiz als Wahlheimat“:

„Hat Wilhelm Schäfer durch sein untrügliches seelisches Organ jenes wahre Volkstum, ohne das ihm keine wahre Kunst möglich schien, in der vergangenen und gegenwärtigen Schweiz immer wieder dankbar aufgespürt, so haben wir dagegen dem Gast zu danken für die dichterische Verkörperung eines oft von Fremden deutlicher als von uns selber aussprechbaren Schweizertums in den Lebensromanen eines Pestalozzi, Karl Stauffer, Huldreich Zwingli. Ueber die inneren Beweggründe zu diesen kostbaren Gastgeschenken an die Wahlheimat sagt Schäfer aufschlussreiche Wahrheiten aus, die auch dort für uns an Wert nicht verlieren, wo sie aus dem Bezirk des Verbunden-Gemeinsamen an die klar erkannten Grenzzonen des schicksalhaft Trennenden vorstossen.“

Altmännersommer

Zu Beginn der 30er Jahre erschienen zunächst unabhängig voneinander drei humoristische Erzählungen, die 1942 und 1949 in einem Band mit dem sprechenden Titel „Altmännersommer. Drei Geschichten um ein heikles Thema“ zusammengefasst wurden: „Das Haus mit den drei Türen“ (1931), „Ein Mann namens Schmitz“ (1933) und „Der Fabrikant Beilharz und das Theresle“ (1932). Die beiden ersten Geschichten sind in der Schweiz angesiedelt, die dritte in „Unterlingen“ am Bodensee.

Die Erzählung „Das Haus mit den drei Türen“, eine Dreiecksgeschichte um einen vitalen Berner Landarzt, dessen um zehn Jahre ältere Gattin und deren so leidenschaftliche wie lebenskluge Tessiner Nichte, spielt rund um Schwyz. Sie beweist, wie vertraut Schäfer die Gegend war, die er so wie den größten Teil der deutschen Schweiz erwandert oder mit dem Auto erkundet hatte. Durch die Zugehörigkeit der Hauptpersonen zu den drei großen Volksgruppen der Schweiz erhält die unkonventionelle Lösung des moralischen Konflikts eine unterschwellig symbolische Bedeutung. Wenn sich die drei wiederholt im feierlichen „Pakt“ um die Tafel die Hände reichen, werden Assoziationen an den Rütlichswur, diesen Ursprungsmythos der Schweiz, geweckt. Die große Geste besiegelt eine „Dreivölkergenossenschaft“ im privaten Raum, ein zukunftsträchtiges Bündnis von freien und gleichberechtigten Partnern in Liebe und Respekt.

Auch Wilhelm Schäfer hatte sich über alle Konventionen hinweggesetzt, als er abwechselnd bei seiner zweiten Ehefrau Lisbeth mit den drei Kindern Gertrud, Johanna und Hermann in Vallendar bei Koblenz und bei seiner Geliebten und späteren dritten Ehefrau Blanche in Hofheim im Taunus lebte. Konrad Allgayer erinnert sich aus den Erzählungen seiner Mutter Gertrud, dass Schäfer wohl kurz vor dem Ersten Weltkrieg einmal mit zwei Frauen und vier Kindern im „Aeschihaus“ Urlaub machte. Beim Bummel durch Aeschi stieß die Großfamilie überraschend auf die Schriftstellerkollegin Ricarda Huch, die sogleich grußlos auf dem Absatz kehrtmachte, um der peinlichen Begegnung aus dem Wege zu gehen.

Blanche Freiin von Fabrice hatte sich 1909 nach unglücklicher Ehe von dem Dichter Emanuel von Bodman scheiden lassen und ihrem „Schäfer“ (wie sie ihn zeitlebens nannte) im November 1910 einen Sohn geboren. Klaus „Niko“ Schäfer wurde in einem Basler Krankenhaus zur Welt gebracht, damit er nach Schweizer Recht als uneheliches Kind den Namen des leiblichen Vaters tragen konnte. Nach seiner Scheidung von Lisbeth im September 1916 heiratete Schäfer Blanche von Fabrice im darauffolgenden Jahr. Lisbeth Schäfer blieb allerdings weiterhin für die „Rheinlande“ tätig.

In der zweiten Erzählung „Ein Mann namens Schmitz“ stattet ein verwitweter rheinischer Fabrikant einer großbürgerlichen Schweizer Offiziersfamilie einen Besuch ab, um seine voraussichtliche Schwiegertochter in spe zu begutachten. Viel stärker als zu der sportlich-modernen Mutter und deren Töchtern fühlt sich Schmitz allerdings zur „Haustochter“ Emilie hingezogen, einer jungen Frau aus dem deutschen Rheinland, in der er die Tochter eines früh verstorbenen Freundes erkennt. Beeindruckt von ihrer mädchenhaften Anmut und praktischen Lebentüchtigkeit wirbt er um sie und erreicht, dass sie noch vor Ablauf des Tages seinen Heiratsantrag annimmt. Bezeichnend für das Klima der Zeit ist Schmitz' verbale Auseinandersetzung mit dem Schwiegersohn seiner Schweizer Gastgeber, dem arroganten Dr. Verwaldner, der seine Deutschenfeindlichkeit offen zur Schau stellt. Die gegensätzlichen Reaktionen der beiden auf ein im Flur hängendes Bild von Max Buri, dieses nach Schmitz' Einschätzung „schweizerischsten aller Maler“, beleuchten den Graben zwischen den unterschiedlichen

Weltanschauungen. Als Schmitz kurz darauf den Deutschenhass vieler Schweizer nach dem Ersten Weltkrieg beklagt, bringt Dr. Verwaldner, der ästhetisch wie politisch mit Frankreich sympathisiert, seine ablehnende Haltung unverblümt auf den Punkt: Solange die Deutschen die Versailler Verträge nicht erfüllten, werde es keine Ruhe in Europa geben und folglich auch keine größeren Geschäftsverbindungen zwischen der Schweiz und dem Deutschen Reich.

Dass Schmitz auch nicht frei von unterschweligen Ressentiments ist, zeigt seine instinktive Ablehnung des Schwyzerdütschen, durch dessen Gebrauch innerhalb der Familie er sich ausgegrenzt fühlt. Dagegen wird es ihm zu einem inneren Bedürfnis, die Professorientochter mit dem vertrauten rheinländischen Zungenschlag, die als Folge des wirtschaftlichen Niedergangs Deutschlands gezwungen ist, sich als Hausmädchen in der Schweiz zu verdingen, aus dieser entwürdigenden Stellung zu befreien. Man könnte daher diese kleine Liebesgeschichte auch als literarische Parabel wiedergewonnenen deutschen Selbstbewusstseins trotz widriger politischer Umstände und als Absage an eine deutsch-schweizerische Allianz lesen.

Ruhm und beginnendes Vergessen

Anlässlich von Schäfers 60. Geburtstags am 20. Januar 1928 veranstaltete die Stadt Konstanz gemeinsam mit der Wessenbergdenkmalstiftung zwei Tage später eine feierliche Sonntagsmatinee im Konstanzer Theater. Der aus Stuttgart angereiste Schriftsteller Martin Lang hielt die Gedenkrede auf den „weitschauenden Lebensphilosophen und Geschichtskenner“, „vaterländischen Erzieher“ und „grossen Erzähler und Meister des Stils“. Der Dichter, der sich die Tage zuvor bereits in Berlin, Lübeck, Düsseldorf, Köln und Freiburg hatte feiern lassen, las auf der mit Lorbeerbäumen und roten Primeln geschmückten Bühne vor großem Publikum aus seinen Anekdoten und den „Dreizehn Bücher(n) der deutschen Seele“ und erntete begeisterten Applaus. Der deutschdemokratische Konstanzer Oberbürgermeisters Dr. Otto Moericke hatte sämtliche Schweizer Blätter im Konstanzer Grenzgebiet bis hin nach Winterthur, St. Gallen und Bischofszell in einem wohlformulierten Brief von der Bedeutung des Jubilars, seiner besonderen Liebe zur Schweiz und schweizerischer Art sowie von dem geplanten Festakt unterrichtet. Gezielte Einladungen gingen an die Kuranstalt Bellevue, an den Direktor des Kantonsspitals Münsterlingen Dr. Eberle, an die „Kantondirektion der Irrenanstalt z. H. d. Herrn Direktors Dr. Wille in Münsterlingen“ und an das Landerziehungsheim Glarisegg. Für das anschließend von der Stadt ausgerichtete Festessen in der „Pulvertasche“ am Konzilgebäude hatte Schäfer eine handschriftliche Liste der Einzuladenden erstellt, darunter seine Nichte, Schwester Ilse Strohe, und Rektor Kurt Hahn von der Schlossschule Salem, der Kunsthistoriker und Maler Dr. Kurt Badt (Ludwigshafen), der Dramatiker Dr. Ernst Bacmeister (Wangen), der Kunstmaler Heinrich Schmidt-Pecht (Konstanz), Medizinalrat Dr. Stadler (Singen), jeweils mit Frau, sowie neben der Familie Allgayer sein Schwager Baron Walter von Stockar von Schloß Castell (Tägerwilen) und dessen Frau, Freiin von Fabrice. Letztere scheinen die einzigen geladenen Gäste aus der Schweiz gewesen zu sein.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten avancierte Schäfer auch ohne Parteibuch zu einem gefragten Redner bei vielen kulturpolitischen Anlässen. Zu seinen Verstrickungen mit dem NS-Regime, dem er nach Aussagen seines jüngsten Sohnes Niko sehr zwiespältig gegenüberstand, äußerte sich der vielfach ausgezeichnete Dichter in seinem 1948 erschienenen Lebensrückblick „Rechenschaft“ allerdings nicht. Entnervt schrieb der 74jährige Schäfer an den befreundeten Philosophen Leopold Ziegler: „Ich war zu Vorlesungen in der Schweiz eingeladen und dadurch acht Tage lang unter den Eidgenossen. Es war nicht leicht. Nun muß ich in einigen Tagen wieder nach Berlin und Potsdam, um dort meine Festrede aus Weimar „Krieg und Dichtung“ zum vierten Mal zu sprechen. Warum nur?“

Obwohl Schäfer sich von den Nationalsozialisten als „Hüter der Volksseele“ feiern ließ, änderte dies nichts an Hesses grundsätzlicher Sympathie für den einstigen Weggenossen, wie ein Postkartengruß Hesses an Schäfer aus dem Jahre 1943 bezeugt: „Gestern Abend habe ich Dich am Radio Deine Flawiler Geschichte vorlesen hören. Das Erzählen wie das Vorlesen, Du verstehst beides noch immer, u. nach Jahrzehnten Deine Stimme noch einmal zu hören war hübsch. Ich schicke Dir einen Gruß hinüber.“

Auch nach dem Krieg war Schäfer literarisch tätig. Seine Bücher verkauften sich jedoch schlecht und so bat er den Amriswiler Kulturschaffenden Dino Larese, einen Käufer für seine vier Bilder von Cuno Amiet zu finden, von denen er sich aus finanziellen Gründen trennen wollte. Er beendete endlich seine im mittelalterlichen Thurgau und in Konstanz spielende epische Dichtung „Der Gottesfreund“, deren erster Teil schon 1925 unter dem Titel „Jakob Imgrund“ erschienen war.

In seinen beiden letzten Erzählungen, „Die Biberburg“ (1950) und „Frau Millicent“ (posthum 1952), thematisierte Schäfer wie schon früher in seinem Pestalozzi-Roman „Lebenstag eines Menschenfreundes“ (1915) und in „Huldreich Zwingli“ (1926) die soziale Verantwortung des Einzelnen für die Gemeinschaft. Die „Biberburg“ erschien im selben Jahr wie die Ausgabe des Thomas-Verlags bei H. O. Schulze (Lichtenfels) als gediegener Privatdruck in einer limitierten, nummerierten und handsignierten Auflage von 950 Stück. Unter den im Anhang namentlich aufgeführten fast 640 „Freunden seiner Kunst“ aus Deutschland finden sich so bekannte Namen wie der „Rosendoktor“ Ludwig Finckh (Gaienhofen), der elsässische Schriftsteller Eduard Reinacher (Ludwigshafen a. Bodensee), der Architekt und Möbeldesigner Prof. Karl Nothhelfer (Hödingen-Überlingen),

der baltische Arzt und Schriftsteller Traugott von Stackelberg (Tengen) und die Pianistin Elly Ney (Tutzing). Die Zahl der Schweizer Subskribenten – darunter einige in der Schweiz lebende Verwandte seiner Frau – lässt sich an zwei Händen abzählen.

Wilhelm Schäfer starb am 19. Januar 1952, eine Stunde vor seinem 84. Geburtstag, im Überlinger Krankenhaus. Im selben Jahr brachte der Ex Libris-Buchclub Zürich noch einmal den Roman „Huldreich Zwingli“ heraus. Dino Larese als Herausgeber der „Internationalen Bodensee-Zeitschrift für Literatur, bildende Kunst, Musik und Wissenschaft“ erinnerte im April 1952 in einer Bodensee-Sonntagssendung von Radio Beromünster ein letztes Mal an den Verstorbenen. Dann geriet der vormals bekannte Dichter und gefeierte Förderer Schweizer Kunst auch in seiner einstigen Wahlheimat Schweiz in Vergessenheit.

Vollständige Fassung (mit Fußnoten) nachzulesen im HEGAU – Jahrbuch 67/2010, S.243-258. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Hegau-Geschichtsvereins e.V., Singen/Hohentwiel.